

# Aus dem Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache (149. Heft)

Autor(en): **Altwegg, Wilhelm**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde**

Band (Jahr): **48 (1958)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

längst verstorbenen Sennen, der seine Tiere wüst behandelt und keinen Glauben hatte. Als ich wegging, sagte ich zu den beiden, sie sollen «öppe es rächts Läbe führe», am Abend sich und die Hütte besegen, dann werde ihnen nichts mehr geschehen. Sie taten es von da an und bekamen Ruhe. (A. R.)

So ist es. Aber nicht alle Abgeschiedenen, die wiederkommen, sind böseartig. Da ist es mir «esmal artig ggange». Es war an einem lauen Sommerabend und rückte wohl gegen elf Uhr. Statt zu Bette zu gehen setzte ich mich hinter dem Haus noch für eine Weile auf eine Ladenbeige. Ob ich dort schliesslich einschlief, weiss ich heute nicht mehr. Aber aufs mal sah ich eine Menge «schwarz Lüt» den Weg herunterkommen. Es war das Nachvolk. Einer bedeutete mir, ich solle mitkommen. Ich folgte dem schweigenden Zug, der den Weg bis an die Talstrasse hinunterstieg. Dort am Stalden befand ich mich, ohne dass ich wusste wie, in der Stube, wo die Familie am Tische sass. Sie sprachen miteinander, «aber i ha ja nüt verstande». Schliesslich ging ich wieder heimwärts und legte mich zu Bette. Es ist mir nicht im geringsten etwas geschehen und ich hatte auch keine Furcht. Aber seither habe ich mich oft gefragt, was wohl geschehen wäre, wenn ich den Mannen nicht Folge geleistet hätte. (Hs. Tr.)

## Aus dem Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache

(149. Heft)

Von *Wilhelm Altwegg*, Basel

Das neue Heft bringt zuerst den Abschluss für das so wichtige Wort *Tag*. Bei *Donstig* und *Zistig* zeigt sich nochmals, wie früher jeder Wochentag irgendwie seine besondere Geltung hatte. Ausgezeichnet durch Bedeutung und Brauch sind heute noch der *Grüen-* (*hoch, groß*) *Donstig* der Passions- und der *feiß* oder *schmutzig* *Donstig* der Fastnachtszeit, und *Donstig* dient, verhüllend statt *Donner*, als Fluch- und Kraftwort des Ärgers oder des Staunens wie als scheltendes oder bewunderndes Eigenschaftswort für Personen und Sachen. Der *Zistig* hat, mit verschiedenen Namen, gleichfalls seine Sonderbedeutung zu bestimmten Zeiten, und am *Chramzistig*, dem letzten Dienstag vor der Hochzeit, kaufte einst da und dort das junge Paar die kleinen Geschenke für die Verwandten, die Nachbar- und die Patenkinder ein. Auf die Beispiele aus der langen Reihe der Zusammensetzungen mit Heiligennamen und den weitem mit dem einfachen *Tag*, die beide mit einer ganzen Welt des Glaubens und des Brauches verknüpft sind, müssen wir des Raumes wegen verzichten. Auch bei den Ableitungen muss genügen, dass *tage* einerseits *Tag* werden, und zwar im eigentlichen Sinne wie im übertragenen des Besser- und Klarerwerdens, anderseits einen *Tag*,

also eine Verhandlung, abhalten oder jemand dazu vor eine Behörde vorladen bedeutet.

Von den übrigen Wörtern des Heftes reicht an Wichtigkeit keines an *Tag* heran. Es ist deshalb auch eine überaus grosse Anzahl, und wir können nur ein paar davon herausgreifen.

Der *Däge* wurde als sichtbares Zeichen der Mannbarkeit, Stimm- und Ehrenfähigkeit einst allgemein zu Kirchgang und Wallfahrt, Gericht und Rat getragen. Er tut es heute noch bei den beiden Appenzeller Landsgemeinden. Verbot des Degentragens und *om Däge cho* bedeutet darum Verlust des Aktivbürgerrechtes, und es kann formelhaft einer beteuern, er wolle keinen Degen mehr tragen, also kein ehrlicher Mann mehr sein, wenn seine Aussage nicht wahr sei. Von den mannigfaltigen Arten war der *Schwizerdäge* eine Hiebwaaffe mit schlanker schwertartiger Klinge, während das Wort heute friedlich die Zuckererbse mit grossen Schoten und in der Fachsprache der Typographen den Setzer bezeichnet, der sich zugleich auf das Drucken versteht. Ein Erbdegen unter dem Kissen hält die Hexen fern, und wenn das Waffenstück heute nicht mehr die einstige Rolle spielt, so lebt es weiter in der Redensart *Er streckt de Chopf i d' Höchi, wie wenn er en Däge verschluckt hätt*, und, mit dem Reim auf *Räge*, in den Wetterregeln vom Pilatus und andern Örtlichkeiten. Der Verwunderungsausdruck *Potz tusige Däge!* scheint uns dagegen eher zu dem aus dem mittelalterlichen Volksepos bekannten und mit Held, Kämpfer gleichbedeutenden Degen zu gehören, das heute noch im Glarnerland im ironischen Sinne für einen bösen Knaben oder eine böse erwachsene Person gebraucht wird, sonst aber eigentlich nur noch im Familiennamen Degen aufbewahrt ist wie ähnlich das verlorene Adjektiv *töger* = dick, umfänglich in den Orts- und Flurnamen wie Degersheim, Tegernau usw.

Im Gegensatz zur Schriftsprache hat in der Mundart das zu taugen gehörende Tugend noch die ursprüngliche Bedeutung von Kraft, Tauglichkeit, Wirksamkeit behalten. So kann es von einem Menschen heissen: *er hät i dem Fach e gueti Tuget*, aber auch als Ausdruck des kräftigen Geschmackes bei Speise und Trank: *De Öpfel het gueti Tuget, e Chueche, wo ke Chust u ke Tuget het, d's Tugendlin isch druis*, d.h. das Gras oder Heu hat keine Kraft mehr. Daneben ist Tugend auch soviel wie freundliches Wesen, Gunst, Güte. Entsprechend haben die Adjektive *tauglig* und *tugelig* gleichfalls die doppelte Bedeutung von fähig, nützlich, angenehm und von freundlich, artig, sorgfältig, so dass einerseits die Frage möglich ist, *eb die meß tuglich und von Gott ingesetzt sei*, andererseits man sagen kann: *ne tugeligs Roß, er cha so tugelig tue, as wenn er en Ängel wär, mach numme tugelig*, d.h. mach sachte, und dass ein Scheinheiliger den Übernamen *Tugeli* erhält. Ebenso bedeutet *es tugenet nit* soviel wie «es hilft, es genügt nicht», *es het im nüt tugenet* soviel wie «es hat ihm nichts zugesagt».

Bei *Teig* gibt es neben den vielen mit Mehl bereiteten Arten z.B. auch den *Wurstteig*. Beliebte Ausdrücke sind *grad ebe im Teig*, d.h. unabkömmlich in einer Arbeit sein, *d' Händ, d' Arm in Teig stecke, stosse*, d.h. eine Arbeit frisch anpacken oder auch sich in fremde Angelegenheiten mischen. Wer aber in Basel *vom Daig* ist, der gehört zu den guten alten Familien von St. Alban. Das adjektivische *teig* im Sinne des irgendwie Weichseins wird nicht nur für Brot und Früchte, sondern auch für einen nachgiebigen, müden, wohlgenährten Menschen verwendet, und neben der bündnerischen Redensart *bis dar* (dahin) *sin d' Ribolle* (die Steine im Rhein) *taig* steht das hübsche aargauische Sprichwort: *Es nimmt's eine a sine Bire ab, wie ander Lüten iri teigg werde*, d.h. man beurteilt andere nach sich selber. Das gleiche Wort wie schriftsprachliches gediegen ist *tige*, das neben der schriftsprachlichen Bedeutung des Reinen, Echten, Lautern, die des Festen, Harten, Zähnen hat und so besonders gerne von den verschiedenartig gedörrten Fleischwaren gebraucht wird, und zu dem in diesem Sinne die Ableitungen *tigle* und *ustiglet* gehören.

Auf lateinisches *tegula* mit langem *e* geht das schon vor der althochdeutschen Lautverschiebung übernommene und deshalb *z* statt *t* zeigende *Ziegel* zurück. Aus der erst später aus Italien entlehnten Form mit dem kurzen *e* – unter dem Einfluss von *tegere* – erklären sich dagegen die schon im Mittelhochdeutschen nebeneinander stehenden *tigel* und *tegel*. Das mundartliche *Tigel* entspricht in seiner Verwendung im ganzen dem Tiegel der Schriftsprache. *Tegel* ist als Stoffbezeichnung für Ton, Lehmerde nur noch in Flurnamen und im Zeitwort *teg(e)le*, d.h. Lehm oder Mergel feststampfen erhalten. Lebendig geblieben ist es jedoch, wenn auch heute mit geographischer Beschränkung, als Gerätebezeichnung, und zwar besonders für das primitive Lämpchen, das als ursprünglich tönernes, später metallisches niedriges Gefäß, mit Harz, Talg, Öl u. ä. gefüllt und mit einem Docht versehen und von der Decke niederhängend oder auf dem Lichtstock angebracht, die Stube erhellt oder zum Herumtragen in eine Laterne gestellt werden kann. Nach dem Gefäßmaterial, dem Brennstoff, der Verwendung gibt es die verschiedenen Arten, und wenn man von jemand sagt, er sei kein Kirchenlicht, so klassifizierte einmal ein stadtbernischer Pfarrer seine Kollegen in Kirchenlichter, Kirchenampeli, Kirchentegel. In übertragenem Sinne kann einer ein *Tegel* sein oder einen *Tegel* haben, will sagen dumm oder betrunken sein.

Eine vielgestaltige Bedeutungsentwicklung zeigt *Togg – Togge*, das auch mit *d* anlauten kann und als Maskulinum wie als Femininum und gerne in einer Verkleinerungsform verwendet wird. Seine Grundbedeutung ist die eines zurechtgeschnittenen Holzes, sei es der Stumpf, auf welchen man pfpopft, der Pflock oder Pfosten eines Geländers oder Zaunes, der beim Hausbau in die Blockwand gewettete Holzklötz oder dabei verwendete

Balken. Davon ausgehend wird es zum zunächst hölzernen, dann auch aus anderem Stoff hergestellten Bestandteil gewisser Geräte und zu diesen selber, und so kann es als *Töggeli* für ein so modernes Ding wie die Isolatoren an elektrischen Leitungen dienen. Mit der Übertragung des Merkmales auf seinen Träger wird es weiter zum Namen für eine Kuh mit aussergewöhnlich geformten oder für Rindvieh und Ziegen mit fehlenden Hörnern, dann als *Togge* oder eine Verkleinerung davon zur Bezeichnung für ein Gespinst- oder Gespinstpflanzenbündel und endlich für eine plastische Gestalt. So ist es, in diesem Sinne schon bei Wolfram von Eschenbach erscheinend, neben *Babe* (*Bäbi*), *Ditti* das Wort für die Puppe der Kinder, aber auch für die Marionette, für einen als Popanz dienenden Strohmännchen, ein puppenähnliches Gebäck und, übertragen, für eine aufgeputzte wie eine ungeschickte Person. Diese letzten Bedeutungen, die sich unter den Begriff der Puppe unterordnen lassen, sind die herrschenden in der Weiterbildung *Toggel* und ihren Verkleinerungsformen. Rudolf von Tavel lässt die Bilderstürmer von den Heiligenstatuen sagen: «*Use mit dene Doggle!*» Die *Straww-* oder *Maientoggel* wurden früher von den Burschen in der Nacht auf den 1. Mai den Mädchen aufs Hausdach gesteckt. Bekannt ist die Sage von der Gorneralp, wo der von den Älplern aus «Blätzen» hergestellte und frevelhaft getaufte *Toggel* lebendig wird und sie nachher alle grausam tötet. Als Scheltwort springt *Doggel* besonders dem Berner gerne von der Zunge. Es bezeichnet auch die Puppe des Schmetterlings und dann diesen selber. Am Ende aber, weit weg vom harmlosen Stück Holz, steht das dämonische Wesen, das gleich dem *Schrätteli* als Alb den Menschen plagt oder, was jedoch schon über das Heft hinausreicht, als hilfreicher oder nur neckischer Kobold zu ihm kommt.

## Jahresbericht der Sektion Basel für 1957

Die allgemeine Mitgliederzunahme in der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde (vgl. Jahresbericht 1957) zeichnete sich im vergangenen Jahr auch in unserer Sektion ab, hat sie sich doch um 24 Neueintretende vermehrt und zählt heute 252 Mitglieder.

Ein Blick auf das Vortragsprogramm des vergangenen Winterhalbjahres zeigt, dass der Vorstand sich bemühte, möglichst viele Seiten der Volkskunde zum Worte kommen zu lassen. Die folgenden Referenten hatten die Freundlichkeit zu uns zu sprechen:

30. Oktober, Herr F. K. Mathys (Basel):

Führung durch die Ausstellung «Spiel, Sport und Turnen im alten Basel».

13. November, Herr Dr. A. Lutz (Zürich):

«Aus dem alten Zürich: Knabenschiesset – Handwerksgesellenverbände».

4. Dezember, Herr P.-D. Dr. F. Elsener (Rapperswil):

«Rechtsgeschichte und Rechtliche Volkskunde; Leben und Werk Prof. Eduard Osenbrüggens (1808–1879)».

15. Januar, Herr Dr. Th. Hornberger (Tübingen):

«Die süddeutsche Wanderschäferei».